

"Die Archäologie muss eine Burgruine mit Leben füllen"

Autor(en): **Meyer, Werner H. / Schibler, Boris**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mittelalter : Zeitschrift des Schweizerischen Burgenvereins =
Moyen Age : revue de l'Association Suisse Châteaux Forts =
Medioevo : rivista dell'Associazione Svizzera dei Castelli = Temp
medieval : rivista da l'Associazion Svizra da Chastels**

Band (Jahr): **22 (2017)**

Heft 4

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-736915>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Die Archäologie muss eine Burgruine mit Leben füllen»

Interview mit Werner H. Meyer, Basel

Seit wann sind Sie Mitglied des Burgenvereins?

Seit wann?!? Ach ... (überlegt) dieses Jahr wurde ich achtzig, mit zwanzig war ich bestimmt schon Mitglied. Also über sechzig Jahre ungefähr. Genau kann ich es nicht sagen.

Und warum sind Sie dem Burgenverein beigetreten?

Das liegt natürlich an meinem Interesse an Burgen. Das hatte ich schon von klein auf. Basel liegt ja in einer sehr burgenreichen Gegend und meine Eltern machten jedes Wochenende Ausflüge, deren Ziel meist irgendeine Ruine war: Pfeffingen, Dorneck, Waldenburg und so weiter. Und so habe ich mich von klein auf daran gewöhnt und mich dafür interessiert.

Lässt sich die Faszination an etwas Bestimmtem festmachen?

Meine Kindheit habe ich in der Spalenvorstadt verbracht, da hatte ich das Spalentor natürlich direkt vor der Nase. Als ich dann mit dem Studium begonnen habe, ermunterten mich meine Professoren, mein Interesse an den Burgen weiterzupflegen. Aber ich müsse unbedingt meinen Horizont erweitern. Für diesen Rat bin ich noch heute sehr dankbar: Aufgrund meines breiten historischen Studiums konnte ich auch in Bereichen arbeiten, wo Burgen zwar vorkamen, aber nicht im Zentrum standen. Ich versuchte immer alles in grössere historische Zusammenhänge einzubauen. Die immer stärker um sich greifende Spezialisierung heute halte ich für eine schlechte Entwicklung.

Sie haben in der Burgenforschung viel Pionierarbeit geleistet.

Ich betrete sehr gern Neuland. Ich wurde von der Stiftung für aussereuropäische Archäologie angefragt, ob ich in Bhutan eine Ausgrabung machen wolle. Zuerst musste ich im Atlas nachsehen, wo sich Bhutan überhaupt befindet – ich hatte nur die Vorstellung von irgendwo im

Himalaya. Das war für mich unglaublich spannend: Dieses Land am Südhang des Himalaya ist historisch kaum erforscht, die bekannten schriftlichen Quellen gehen nur bis um etwa 1800 zurück und Archäologie war überhaupt noch nie betrieben worden. Ein Land, das archäologisch noch gar nicht erforscht ist, ist heutzutage auf der Welt nicht leicht zu finden. Es gab also nichts, mit dem ich Funde und Befunde hätte vergleichen können. Als ich bei der ersten Erkundung auf diesem völlig überwucherten Burghügel auf 3000 Metern Höhe stand, fühlte ich mich wie einer der Forscher, die im 19. Jahrhundert als erste vor den Maya-Ruinen in Jucatan standen und keine Ahnung hatten, was sie da vor sich hatten. Das war ein ganz besonderes Erlebnis. Meine Forschungen dort sind erst vor wenigen Wochen publiziert worden, worüber ich sehr glücklich bin.

Wie wurden hierzulande Burgen erforscht, bevor Sie damit begannen?

Die Anfänge der Schweizer Burgenforschung laufen über die rein historische Quellenforschung. Das beginnt, auf einem wissenschaftlichen Niveau, um 1900. Ein erster Schritt wurde auf dem Wasserschloss Hallwyl gemacht. Die Herren von Hallwyl waren im 19. Jahrhundert nach Schweden ausgewandert und wollten nun ihre Stammburg untersuchen lassen. In Schweden hatte die Mittelalterarchäologie damals schon eine gute, lange Tradition. Es wurde also ein schwedischer Archäologe beauftragt, die Ausgrabungen durchzuführen. Das Ergebnis ist ein mehrbändiges Werk, das in seiner Breite bewundernswürdig ist. Es fand aber zunächst leider keine Fortsetzung. Der Gründer und erste Präsident des Burgenvereins, der Architekt Eugen Probst, lehnte Archäologie auf Burgen ab. Die Burgruinen in der Schweiz wurden nach Probst'scher Manier restauriert, ohne Rücksicht auf archäologische Verluste. Erst nach dem 2. Weltkrieg begannen einzelne Leute, meist noch Amateure, sich für Mittelalterarchäologie und Burgenarchäologie zu interessieren.

Ich selber kam dazu, weil ich in jungen Jahren den damaligen Denkmalpfleger von Solothurn, Gottlieb Loertscher, kennengelernt hatte. Für ihn konnte ich ein Inventar der Burgen im Kanton erstellen. Darauf folgte die Ausgrabung der Ruine Sternenbergr in der Gemeinde Hofstetten (SO) und anschliessend weitere Solothurner Anlagen.

Eine Art Quantensprung für mich war die Ausgrabung der Löwenburg (Pleigne, JU) für die Christoph Merian-Stiftung, worüber ich meine Dissertation schrieb. Das machte mich ein wenig bekannt und damit kamen die Aufträge von Kantonen und Gemeinden.

Sie haben ihre Grabungen im Auftrag durchgeführt?

Ja. Meine Grabungen richteten sich immer auf bestimmte Objekte. Dadurch konnte ich mit gezielten Forschungsfragen an die Objekte herangehen. Manche Anfragen lehnte ich ab, wenn ein Objekt meiner Meinung nach innerhalb der Burgenforschung keine neuen Fragen oder Antworten liefern würde. Das war eine Stärke meiner Situation. Eine Amtsstelle ist verpflichtet, Untersuchungen vorzunehmen, weil eine Gefährdung des Vorhandenen besteht. Dabei entsteht natürlich ein nur wenig ausgeprägter Forschungszusammenhang. Im Grunde müsste man gezielt arbeiten, doch das wird immer schwieriger.

Hatten Sie vor Ihrer ersten Solothurner Grabung archäologische Erfahrung?

Jaja, ich habe schon als Schüler bei Grabungen mitgeholfen – damals gab es natürlich noch keine mittelalterlichen. Der eigentliche Beginn ist recht einmalig. Ich ging ins Basler HG (Humanistisches Gymnasium, heute Gymnasium am Münsterplatz). Ich muss in der Sechsten gewesen sein, da wurde ein Trakt des Schulhauskomplexes unterkellert. Ich wusste damals schon, dass der Münsterhügel ein archäologisch spannender Ort war und eines Tages ging ich nach der Schule hin und sah mir den Aushub an. Da fand ich römische Münzen und Fibeln und terra sigillata. Das lag unbeachtet in diesem Aushubhaufen. Ich sammelte und brachte es einem meiner Lehrer, von dem ich wusste, dass er historisch-archäologisch interessiert war. Dieser informierte den damaligen Basler

Professor für Ur- und Frühgeschichte. Dieser kann sogleich und ordnete an, dass der Lehrer und ich regelmässig den Aushub nach Fundgegenständen durchsuchen sollten. Ich durfte sogar Schulstunden schwänzen, um mich dieser Aufgabe zu widmen. Als Belohnung erhielt ich die Möglichkeit, an der Untersuchung eines prähistorischen Grabhügels bei Pratteln mitzuarbeiten und danach verbrachte ich einen grossen Teil meiner Ferien auf Ausgrabungen.

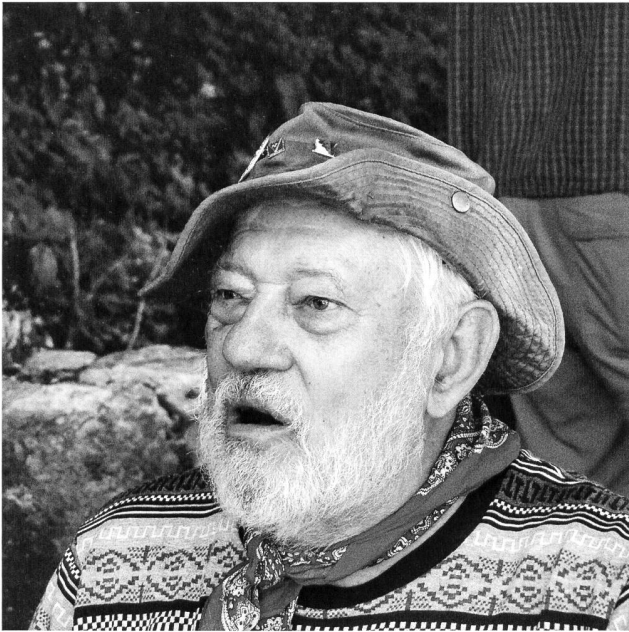
Wie floss Ihre Arbeit in den Burgenverein ein?

Ich kam da in einen Verein von bestandenen älteren Herren, die eigentlich, mit Ausnahme des Präsidenten Hugo Schneider, von Burgenarchäologie herzlich wenig verstanden. Durch mein forsches Auftreten bin ich angeeckt. Man dachte sich wohl, der junge Schnösel solle den Mund nicht so voll nehmen. Durch die damaligen Nachrichten des schweizerischen Burgenvereins hatte ich aber eine Möglichkeit, regelmässig über dieses und jenes einen Bericht publizieren zu können. Für ausführlichere Berichte, die aufgrund des Objekts mehr Umfang erforderten, gab es in dem Nachrichtenblatt natürlich keinen Platz. Als ich dann in der Nachfolge Hugo Schneiders Vereinspräsident wurde, gründete ich – es brauchte dafür einen Vereinsbeschluss – die Schweizer Beiträge zur Kunstgeschichte und Archäologie des Mittelalters. Da erscheint jährlich ein neuer Band. Wir haben auch die Exkursionen vermehrt auf die Objekte ausgerichtet, ohne allzu engstirnig wissenschaftlich zu sein. Bis dahin waren die Exkursionen vor allem gesellschaftliche Anlässe gewesen.

Das Ganze wurde also wissenschaftlicher?

Ja, aber es ist kein Verein nur für Fachleute. Unsere Schriften sollen wissenschaftlich korrekt, aber zugleich allgemein verständlich sein. Das habe ich auch meinen Studenten immer gepredigt. Was nicht allgemein verständlich formuliert wird, ist in der Regel auch wissenschaftlich nicht viel wert. Damit meine ich nicht fachsprachliche Ausdrücke, sondern eine nur allzu oft gepflegte geschraubte Sprache.

Der Burgenverein hat mit diesen Aktivitäten und Publikationen auch internationales Renommee erworben. Es



spricht dabei für den Verein, dass er so viele Laienmitglieder hat sowie eine thematische Breite, die einem breiten Publikum entspricht.

Den Burgenverein prägt ja eine grosse Offenheit für interessierte Laien.

Sehen Sie: Jede Wissenschaft muss sich von Zeit zu Zeit klar werden über ihren gesellschaftlichen Auftrag. Auch die historischen Wissenschaften. Ihre Erkenntnisse sollen einem breiteren Publikum nicht nur mittels Führungen, sondern auch etwa in Schulbüchern vermittelt werden. Vielleicht kann man das mit «Volksbildung» umschreiben. Das ist ein Auftrag, den wir ernstnehmen müssen. Hinzu kommt, dass die Meinung falsch ist, dass historische Ereignisse je weniger Aktualität besitzen, je weiter sie zurückliegen. Man muss an die entsprechende Epoche nur die richtigen Fragen stellen. Dann kann man feststellen, dass die mittelalterliche Leibeigenschaft recht viel Ähnlichkeit besitzt mit dem Umgang unserer Grosskonzerne mit ihrer Belegschaft.

Der Verein ist ein Mittel, um diesen Bildungsauftrag zu erfüllen, aber auch, um die Bodenhaftung nicht zu verlieren?

Ja. Das setzt aber eine ganzheitliche Betrachtungsweise voraus. Das bedeutet, dass eine Burg nicht einfach nur aus Mauern besteht, wo man Bauteile und Festeröffnungen einem bestimmten Typus zuordnen kann, den man auch anderswo findet. Das reicht nicht aus. Man muss das mit Leben füllen. Hier ist die Archäologie gefragt, die die Objekte des täglichen Lebens dokumentiert oder kulturelle Verbindungen offenlegt – nicht nur geografisch sondern auch sozialgeschichtlich und mit einem starken Gegenwartsbezug.

Diese Prinzipien Ihrer Tätigkeit haben die Schweizer Mittelalterarchäologie geprägt.

Man darf nicht vergessen: Das hatte nicht nur mit den Grabungen zu tun, sondern auch mit deren Publikation. Eine Ausgrabung ist nicht abgeschlossen, bevor nicht eine gründliche Publikation vorliegt, sonst ist eine Grabung nicht viel wert. Zur Planung einer Grabung gehört das zwingend dazu. Burgen sind in der Regel überschaubar, da muss man dafür als mittleren Wert rund zehn Jahre voranschlagen. Das ist auch der Grund, warum ich keine Grabungen mehr mache. Mit meinen 80 Jahren wäre eine Planung für die nächsten zehn Jahre leichtsinnig, ja verantwortungslos. Aber deswegen ist mir nicht langweilig.

Interview: Boris Schibler